

## Lebensraum Stadtquartier – Leben im Hier und Jetzt

### Stadtquartiere mit Eigenschaften oder: Was ist das, ein gutes Stadtquartier?

Stephan Willinger

„Bei all der naturgegebenen Extrovertierung großstädtischer Nachbarschaften ist jedoch nicht gesagt, dass Großstadtmenschen ganz selbstverständlich ohne jede Nachbarschaft leben könnten. Der städtischste Bürger ist an der Atmosphäre seines Bezirks und der Straße in der er wohnt, interessiert, und zwar unabhängig von der Wahl seiner Möglichkeiten außerhalb dieses Bezirks; das Gros der Großstadtbewohner hängt im täglichen normalen Leben sogar sehr von seiner Nachbarschaft ab“ (Jacobs 1961: 81).

Das vorliegende Heft der „Informationen zur Raumentwicklung“ basiert auf Erkenntnissen aus dem Forschungsfeld „Innovationen für familien- und altengerechte Stadtquartiere“, an dem die Autoren in unterschiedlicher Funktion zwischen 2006 und 2011 zusammengearbeitet haben. Die im Rahmen des Experimentellen Wohnungs- und Städtebaus durchgeführten Forschungen waren Teil einer Innovationsoffensive der Bundesregierung – einem Teil allerdings, der nach Innovationen nicht in den Entwicklungsabteilungen großer Firmen gesucht hat, sondern auf den Straßen unserer Städte. Genau auf diese Sicht von unten bezieht sich auch der Titel „Lebensraum Stadtquartier“, weist er doch auf die Grundannahme aller Beiträge hin, dass alle sogenannten Innovationen nur dann etwas wert sind, wenn sie das Leben der Bewohner in ihren Quartieren besser machen. Eine Schlüsselrolle dabei spielt die Bereitschaft der Bürger zu Engagement und Zusammenarbeit im Quartier – und die Bereitschaft von Kommunen und anderen Institutionen, sich für dieses Engagement zu öffnen. Gerade unter den Bedingungen des demographischen Wandels ist es für sie von entscheidender Bedeutung, die Interessen einer vielschichtigen Stadtgesellschaft zu berücksichtigen. Sie müssen zwischen den unterschiedlichen Interessen von Kindern, Familien und älteren Menschen vermitteln, die Generationen zusammenbringen und Möglichkeiten zu einem stärkeren Dialog und zu Kontakträumen für die Begegnung in lebenswerten Stadtquartieren zu schaffen.

Doch was ist das eigentlich, ein gutes Stadtquartier? Pauschal kann eine solche Frage natürlich nicht beantwortet werden. Aber kann sie überhaupt im wissenschaftlichen Kontext beantwortet werden? Im Rahmen des Forschungsfeldes wurde die Frage vor allem an die Akteure in den Quartieren selbst gestellt, an die jungen und alten Bewohner, die Eigentümer, die Vereine und sonstigen zivilgesellschaftlichen Gruppen. Ihnen wurde Kompetenz zugetraut, ihnen wurden Kompetenzen gegeben, wenn es um die Planung und den Betrieb von Gemeinschaftseinrichtungen, Freiräumen und Wohnbauten ging. Da ich es bei allen stadtplanerischen Anstrengungen für entscheidend halte, welche Fragen man (sich und den anderen Akteuren) stellt, möchte ich für diese Einführung ein Buch als Ideengeber heranziehen, das hier Besonderes zu bieten hat. Die Fragen, die diese Einführung im Folgenden strukturieren, stammen aus dem einfallsreichen und Phantasie anregenden Buch „meine, deine schönste Stadt der Welt. Merkmale urbaner Lebensqualität“ von Ruedi Baur u. a. (Baur u. a. 2010). Als Replik auf modische Städte-Rankings stellen die Autoren dieses Buches fest, dass es eine „lebenswerteste Stadt“ als solche gar nicht gibt. Parameter für Lebensqualität werden deshalb aus den Straßenszenen des städtischen Alltags abgeleitet und führen dann ganz automatisch zu den richtigen, den lebensnahen Fragen. Wer sich ihnen stellt, weiß besser als vorher, was ihm wichtig ist an einer Stadt – und warum es manchen neuen Quartieren, manchen sorgfältig von Experten geplanten Einrichtungen und Freiräumen nachher doch an Leben mangelt. In diesem Sinne wären prägnante urbane Räume nicht die, die im internationalen Städtewettbewerb auf den ersten Seiten der Printmedien auftauchen, sondern vielmehr diejenigen, die im beiläufigen Bemerkten den Alltag einer Stadt bemerkenswert machen. Dies allerdings ist in mehreren Modellvorhaben so gut gelungen, dass sie dann doch zu breit rezipierten Vorbildern geworden sind.

---

Stephan Willinger  
Bundesinstitut für Bau-, Stadt-  
und Raumforschung (BBSR)  
im Bundesamt für Bauwesen  
und Raumordnung  
Deichmanns Aue 31–37  
53179 Bonn  
E-Mail:  
stephan.willinger@bbr.bund.de

---

### Liest dir dein Blumenhändler Gedichte vor?

---

Zwischen einzelmem Objekt und Gesamtstadt steht das Stadtquartier als zentrale Bezugsgröße für die Gestaltung eines familien- und altengerechten Lebensumfeldes. Nur auf der Ebene des Stadtquartiers werden die Qualitäten des Einzelstandorts durch die Integration ins soziale und räumliche Umfeld sichtbar und wirksam. Das setzt ein Umdenken aller Akteure voraus. So vielfältig die Modellvorhaben des Forschungsfeldes in ihrer Aufgabenstellung im Detail auch waren, eines haben sie alle gemeinsam: die starke Ausrichtung über den einzelnen Standort hinaus auf den umgebenden Kontext, das Stadtquartier. Scharfe Ränder haben diese Gebiete nicht, allenfalls durch künstlich gezogene Verwaltungsgrenzen. „Quartier“ ist ansonsten jedoch eine informelle Gebietsbeschreibung, in der ein starker Bezug zur Lebenswelt der Bürger zum Ausdruck kommen soll. Auch mit dem Stadtquartier verbundene Assoziationen vom „Kiez“ bis zur „neighbourhood community“ des angloamerikanischen Sprachraums belegen dies. „Verschiedene Gruppen entwickeln unterschiedliche und teils konfligierende Bilder und Gebrauchswesen des Gebietes, in dem sie sich bewegen. Nimmt man diese Beobachtungen ernst, dann entsteht das Modell der Stadt als Netz sich überlagernder Beziehungen, eine Pluralität relativ stabiler Bilder und Karten, deren Bezugssysteme von dem jeweiligen Ort aus rund um den Globus reichen können“ (Hauser 2003). Denn die Quartiere unserer Städte sind heute anders als vor 30 Jahren, sind mehr als je zuvor eingebettet in städtische, regionale und überregionale Bedingungen, die homogene (und dadurch auch verlässliche) Regeln abgelöst und durch eine Vielfalt an unverbindlichen Codes ersetzt haben. So kann das Quartier zwar nicht mehr als fester Ort gedacht werden – und bleibt trotzdem der Ort, an dem ein gewisses Vertrauen zwischen dem Blumenhändler und seinem regelmäßig einkaufenden Kunden im besten Fall auch heute noch zum Vorlesen eines japanischen Gedichts führen kann.

---

### Wer füttert deinen Kanarienvogel, wenn du wegfährst?

---

Implizit bezieht sich das Forschungsfeld auf solche „Nachbarschaften“. Dieser Begriff ist offen für durchaus subjektive, individuelle Definitionen, in denen sich auch das tatsächliche Zugehörigkeitsgefühl der Bewohnerschaft ausdrückt. Was das Stadtquartier im Detail ausmacht, wo es endet und welchen Charakter es besitzt, wird in erster Linie durch die Sicht der lokalen Akteure und ihr Leben im Alltag bestimmt. Wenn die Nachbarschaft aber in solcher Weise fragmentiert beschrieben wird, ist sie denn dann überhaupt noch zu greifen? Hierzu hat Walter Siebel vor einiger Zeit konstatiert: „Nachbarschaft verschwindet keineswegs, aber sie nimmt neue Formen an. Früher war Nachbarschaft Schicksal, heute ist sie wählbar, früher war Nachbarschaft eine räumliche Tatsache, die sich sozial organisiert, heute ist sie eine soziale Tatsache, die sich räumlich organisiert“ (Siebel 2009: 12). Selbst wenn die hier betonte freie Wählbarkeit durchaus hinterfragt werden kann: Auch die relationalen „neuen“ Nachbarschaften werden aller sozialen Ausdifferenzierung und dadurch verursachten Fremdheit zwischen Bewohnergruppen zum Trotz nach wie vor zusammengehalten durch vielfältige soziale Netzwerke im Inneren – und durch städtebauliche und stadträumliche Strukturen im Äußeren. Auch heute müssen Kanarienvögel gefüttert werden, wenn die Besitzer in Urlaub fahren. Und auch die im Internet bestellten Waren müssen irgendwann einmal ganz materiell im Haus abgegeben werden – beim Nachbarn.

---

### Weiß dein Nachbar, wer bei dir ein und aus geht?

---

Städtische Quartiere sind Orte mit einer besonderen Balance zwischen Öffentlichkeit und Privatheit. Sie sind eben nicht (oder nur zum Teil) Dörfer in der Stadt, denn dann wüsste tatsächlich jeder, was der andere tut. Und das ist in städtischen Lebenswelten nicht erwünscht. Andererseits werden die Quartiere auch unter heutigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen erst zu guten Lebensräumen, wenn sie eine Überschaubarkeit gewährleisten, die Kommunikation ermöglicht und Sicherheit bietet. Wie schon Jane Jacobs schrieb: „Eine gute, funktions-

fähige Straßennachbarschaft vollbringt ein Wunder an Gleichgewicht zwischen dem Willen der Menschen, ihre Privatleben im wesentlichen zu verteidigen, und ihrem gleichzeitigen Wunsch nach verschiedenen Graden von Kontakten mit den Menschen um sie herum, die sie entweder genießen oder in Notfällen in Anspruch nehmen möchten“ (Jacobs 1961: 49). Wenn jeder alles über den Nachbarn weiß, dann wird es zu eng. Wenn keiner etwas weiß, dann wird es zu weit, zu einsam. Stadtquartiere als Handlungsfelder benötigen daher eine Stadtplanung, die dieses Gleichgewicht im Auge behält und nicht zu stark zu einer Seite tendiert. Denn hier handelt es sich nicht nur um eine Frage der Atmosphäre. Kommunikative Dichte ist ein hartes Kriterium gerade für das Alltagsleben von Älteren und von Familien mit kleinen Kindern. Und sie ist ein Pädagoge der Gesellschaft: „Unsere Gesellschaft mag sich erheblich verändert haben. Deswegen ist die Vorstellung von Kiez nicht obsolet; im Gegenteil. Gerade die Nachbarschaft im Quartier übt – bis zu einem gewissen Grad – einen habituellen Umgang mit dem Anderen ein: einer Angestelltenfamilie mit dem extrovertierten Lebensstil des Singles nebenan, der betagten Witwe mit den seltsamen Kochgewohnheiten des vietnamesischen Paares im Stock darüber, der türkischen Großfamilie mit den musikalischen Zumutungen der WG gegenüber“ (Kaltenbrunner 2008).

So erwachsen aus gleichzeitiger Gemeinsamkeit und Verschiedenheit im Alltag viel Abivalenzen – gerade in den Generationenbeziehungen. Diese gilt es zu erkennen und zu gestalten. Dann können sie Wurzel innovativen Handels und Anstoß für soziale Kreativität sein.

---

#### Wird auf der Straße gefeiert?

---

In dieser Frage taucht nun bereits der öffentliche Raum des Quartiers auf, und zwar in seiner ursprünglichsten Form, der Straße. Diese ist, mehr noch als alle Parks und Gemeinschaftshäuser, der unmittelbare und konkrete Ort der Nachbarschaft. Doch wer soll hier heute noch feiern? Sind diese Orte einladend genug, um die fragmentierte Stadtgesellschaft zu versammeln? Kann Gestaltung überhaupt dazu beitragen, dass die Lebensstilgruppen und Generationen zusammenfinden? Wer Stadt-

quartiere (in ihrer ganz unterschiedlichen Ausprägung) betrachtet, der wird schnell einsehen, dass durchaus Energie auf Treffpunkte und Grünflächen gelegt wurde und sogar die eine oder andere Einrichtung für Junge oder Alte bestehen mag. Leben findet hier trotzdem nur selten statt. Viele isolierte Maßnahmen dienen isolierten „Zielgruppen“, die sich daran gewöhnen, ihre Räume gegeneinander zu verteidigen, und die sich mehr und mehr fremd werden. So schrieb Jane Jacobs schon vor 50 Jahren: „Es ist Mode geworden zu behaupten, dass gewisse Prüfsteine gesunder Verhältnisse wie Schulen, Parks, saubere Wohnungen und dergleichen auch gute Nachbarschaften bewirkten. Wie einfach wäre das Leben, wenn das zuträfe! Wie wunderbar ließe sich dann eine komplizierte und korrupte Gesellschaft dadurch lenken, dass man ihr verhältnismäßig einfache materielle Wohltaten zukommen lässt! In der Realität sind leider die Beziehungen zwischen Ursache und Wirkung nicht so einfach“ (Jacobs 1961: 78). Dem ist auch aus heutiger Sicht nur zuzustimmen. Und es ist beeindruckend, wie differenziert und aktuell sich Jacobs bereits vor 50 Jahren unter doch deutlich anderen sozialen und städtebaulichen Rahmenbedingungen den Qualitäten von Stadtquartieren nähert. Ich möchte daher Jacobs Überlegungen diesen einführenden Worten als eine weitere Referenz zugrunde legen. Damit ist zugleich die auch im Forschungsfeld immer wieder bestätigte These verbunden, dass städtische Quartiere auch heute noch entscheidende Bezugsgrößen für das Alltagsleben vieler ihrer Bewohner sind – und damit auch potenzielles Handlungsfeld stadtplanerischer Interventionsversuche. In den Modellvorhaben wurden kleinere und größere Interventionen jeweils aus dem Alltag der Bewohner entwickelt und hinsichtlich ihrer Wirkungen auf das gesamte Stadtquartier bewertet. Immer waren sie nicht nur Einzelmaßnahme eines städtischen Amtes, sondern integriert geplanter und gezielt gesetzter Impuls. Solche Akupunkturen sind dann besonders effektiv, wenn sie unmittelbar an bestehende Aktivitäten sozialer Gruppen anknüpfen. „Je mehr engagementzentrierte Projektverfahren stattfinden, desto eher erleben sich Bürger in multiplen Rollen, wägen ab und erleben Kompromisse als normal“ (Hummel 2011). Genau diese Erfahrung haben viele der Modellvorhaben gemacht, wenn

sie Kinder, Mütter und Ältere in ganz unterschiedlichen Konstellationen zum Mitplanen ihrer Stadtquartiere einladen. Und gar nicht so selten sind aus den Erfahrungen gemeinsamen Nachdenkens über Stadt auch generationenübergreifende Gruppen entstanden, die auf der Straße Feste feiern oder sogar neue Rituale schaffen, wie bei der jährlichen Hebung einer Lade auf einem der Kumpel-Plätze in Sangerhausen.

---

#### Wird auf Plätzen Boccia gespielt?

---

Diese Frage bringt vieles auf den Punkt, was wir in unseren Vorstellungen vom guten Stadtquartier und dem schönen öffentlichen Raum verbinden. Wir denken an die kontemplative Stimmung französischer Sandplätze, auf denen im Schatten alter Platanen und kommentiert von den Kommentaren einiger Passanten ältere Herren diesen ruhigen Sport betreiben, während ihre Enkel nebenan die Bäume als Torpfosten ihres Fußballspiels nutzen. Für genau einen Platz in einem Vorort von Bordeaux wurde das Architekturbüro Lacaton & Vassal im Rahmen eines städtischen Verschönerungsprogramms um einen Entwurf gebeten. Platzgestaltung in einem vergessenen Stadtteil – eigentlich eine tolle Idee! So schauten sich die beiden Planer den Platz an und stellten fest, dass er tatsächlich weit unter seinen Möglichkeiten genutzt wurde. Es war ein ruhiger, eigentlich angemessen gestalteter Platz, der aber durch Hundekot, herumliegenden Müll und ungepflegte Möbel Zeichen von Verwahrlosung trug. Der Bürgermeister war nicht wenig erstaunt, als die Architekten ihm keinen modernistischen Umbau des Platzes vorschlugen, sondern ein Konzept zur Belebung und Pflege durch Patenschaften und Platzfeste. Dieses kleine Beispiel zeigt, wie ich finde, eindrucksvoll, dass Stadtquartiere viel mehr sind als nur Behälter für städtisches Leben. Sie sind soziale Konstruktionen und werden erst durch die Interpretationen der Menschen zu Räumen mit vielen oder wenigen Problemen. Und genau hier wird ein anderes Planungsverständnis sichtbar, das Walter Schönwandt so beschreibt: „Planer orientieren sich häufig bereits zu Beginn einer Planung an Zielen oder Leitbildern. ... Wenn aber nicht klar ist, welche Probleme damit gelöst werden sollen, laufen Planungen Gefahr, ineffizient zu werden. ...

(Dann, S.W.) werden viele der beim Planen erforderlichen Arbeitsschritte übersprungen – beispielsweise das Ausloten des Spektrums unterschiedlicher akteursspezifischer Problemsichten“ (Schönwandt 2011: 293). In diesem Sinne sollte auch das Boccia-Spiel nicht als für alle Zeit feststehender Indikator für das gute Stadtquartier gelten, sondern eher als Hinweis auf eine intensive, aber nicht verdrängende Nutzung öffentlicher Räume durch verschiedene Gruppen.

---

#### Gehen die Kinder allein zur Schule?

---

Auch aus dieser kleinen und ganz einfachen Frage entfaltet sich unter den Bedingungen einer großstädtischen Umwelt ein ganzer Kosmos an inhaltlichen Assoziationen und planerischen Aufgabenfeldern. Diese handeln von Sicherheit, einem Thema, das für Ältere genauso wichtig ist wie für die Kinder. Und sie handeln von den verschiedenen Gefahren in Form von echten und eingebildeten, von baulichen und sozialen Barrieren, die unsere Städte durchziehen und die Aktionsräume vieler Bewohner einschränken. Noch vor ein paar Jahrzehnten war die Straße der Ort, an dem alles zusammenkam, an dem das Quartier spürbar wurde. Doch diese Funktion hat sie verloren, seit die Menschen mit immer mehr Autos ihre Kinder, ihre Eltern und damit sich selbst verdrängten. Dem konnte auch die Verkehrsberuhigungswelle der 1980er Jahre nichts entgegensetzen. Wer heute abfällig über die Stubenhocker im Kindesalter redet, der sollte nach seinen Fahr- und Parkgewohnheiten gefragt werden, die solches Verhalten ja erst hervorrufen. In einem „Stadtquartier für Jung und Alt“ steht die städtebauliche Gestaltung in besonderer Weise auf dem Prüfstand: Sie muss gesellschaftlich gewünschte Nutzungen ermöglichen. Qualität zeigt sich hier selbstverständlich nicht nur im Erscheinungsbild, sondern darin, wie baulich ganz konkret auf die Bedürfnisse der Bewohner reagiert wird. Auch in dieser Hinsicht können kleine Maßnahmen Großes bewirken. Dies gilt gerade bei der Förderung der Mobilität von jungen und alten Menschen im Stadtquartier. Hier hat das Forschungsfeld erstaunliche Erkenntnisse im Hinblick auf den Abbau von Barrieren gebracht. Geht man von einem breiten Barrierebegriff aus und bezieht sowohl die „harten“ materiellen

Beschränkungen im baulich-technischen Sinne als auch die „weichen“ mentalen Barrieren (z.B. Sicherheit) ein, so werden Barrieren sichtbar, die mitunter eine größere ausgrenzende Wirkung entfalten als eine Bordsteinkante. Ebenso tauchen unter diesem differenzierten Blick plötzlich Barrieren auf, die gezielt zum Schutz oder zur Information und Orientierung eingerichtet werden. Entscheidend ist jeweils, ob Barrieren im Stadtquartier die Bewegungsfreiheit der Bewohner, ihre soziale Teilhabe und selbstständige Lebensführung beeinträchtigen oder nicht. Dabei kommt es darauf an, nicht nur die sichtbaren Barrieren in den Blick zu nehmen. Es geht auch um Barrieren, die aus der Perspektive vieler Menschen überhaupt nicht wahrgenommen werden, für andere aber eine existenzielle Einschränkung im Alltag bedeuten können. Wie Eduard Führ schreibt: „Eine Barriere ist nicht nur ein Gegenstand, sondern dieser Gegenstand steht in der Beziehung zu den subjektiven Fähigkeiten eines Menschen. Manchmal ist ein bestimmter Gegenstand also eine Barriere, manchmal ist er es nicht“ (Führ 2011: 32). Aus einem solchen relationalen Verständnis von Barrieren ergibt sich eine umfassende Zukunftsaufgabe für integrierte Stadtentwicklung, die diesen Namen auch verdient.

---

#### Wie viele Gesichter hat deine Stadt?

---

Das Quartier wird im Forschungsfeld „Innovationen für familien- und altengerechte Stadtquartiere“ vor allem als Lebensraum verstanden. Hierbei steht das Stadtquartier als alltägliches Lebensumfeld mit seinen sozialräumlichen Charakteristiken im Blickpunkt. Dieses Stadtquartier als Sozialraum wird maßgeblich geprägt durch seine Bewohnerstruktur, durch das soziale und individuelle Verhalten der Bewohner im öffentlichen Raum. Sozialräumliche Rahmenbedingungen beeinflussen die Quartiersentwicklung in unterschiedlicher Weise: So hängt etwa die soziale Integrationswirkung einer Gemeinschaftseinrichtung davon ab, wie stark das aktive Engagement der Wohnbevölkerung für den alltäglichen Betrieb ausfällt. Ein Wandel der Bewohnerschaft verändert ein ganzes Quartier, auch wenn sich baulich zunächst gar nicht viel Neues tut. Quartiere sind aus dieser Perspektive nur „relational“ zu denken und zu behan-

deln. Für jeden ganz anders bilden sie ein semantisches Dach, unter dem sich dann doch wieder viele Verschiedene zusammenfinden können. Stellt man sich Quartiere als relationalen Raum vor, der erst aus den Anforderungen und Aktivitäten seiner Bewohner entsteht, dann verabschiedet man sich gleichzeitig von dem homogenen Container-Raum der Geographie. Die Beispiele des Forschungsfeldes zeigen, dass die sozialen Gruppen sich „ihre“ Quartiere ganz unterschiedlich zusammenbasteln, je nach Alter, Lebensstil, Interessen, Engagement oder Mobilität. Schnur ist zuzustimmen, wenn er in seiner Beschreibung vom Quartier als *fuzzy concept* schreibt: „Letztlich kann ein Areal also bereits dann als potenzielles Quartier gelten, wenn ein Bewohner dieses subjektiv für sich als solches empfindet“ (Schnur 2008: 80). So gesehen sind dann auch Indikatoren wie die infrastrukturelle Ausstattung, die Erreichbarkeit oder die Dichte an Kommunikation sehr unterschiedlich zu beurteilen, je nachdem welche Gruppe man als Maßstab nimmt. Die Qualitäten eines relationalen Quartiers müssen andere sein als die eines städtebaulichen Viertels. So werden in diesem Heft immer wieder die Aneignungsmöglichkeiten von Räumen für unterschiedliche Gruppen thematisiert. Und diese unterscheiden sich schon deutlich, je nachdem ob man sie aus der Sicht eines allein lebenden Singles oder eines gleich alten Familienvaters beurteilt. Erst recht ist dies so, wenn man die aktionsräumlichen Möglichkeiten Jugendlicher mit denen älterer, bewegungseingeschränkter Personen vergleicht.

---

#### Was passiert mit schwarzen Schafen?

---

Das Thema „Jugendliche“ zeigte sich in den Modellvorhaben des Forschungsfeldes erst nach einigen Jahren. In sehr überlegten und teils aufwendigen Prozessen war es gelungen, viele verschiedene Bevölkerungsgruppen in die Planung mit einzubeziehen: Bewohner von Altenheimen, Kindergartenkinder, afrikanische Tanzgruppen und Quartiers-Chöre handelten ihre Interessen miteinander und gegeneinander aus – und erreichten gar nicht so selten überraschende Kompromisse. Eine Gruppe jedoch konnte nicht integriert werden – und sie wollte dies auch nicht: die Jugendlichen. Wenn nun richtigerweise danach gefragt

wird, was in einer Stadt mit den „schwarzen Schafen“ passiert, welche Räume man für sie übrig lässt und welche Chancen man ihnen zur Beteiligung bietet, dann ist dies der Ausdruck für ein wichtiges und oft unterschätztes Kriterium für gute Stadtquartiere: die Unterschiedlichkeit ihrer Bewohner. Denn zu oft wird von der gewünschten identitätsstiftenden Wirkung planerischer Maßnahmen gesprochen und diese als entscheidender Impuls der Aufwertung dargestellt. Es ist aber genau das Oszillieren zwischen Identität und Differenz, das ein gutes Stadtquartier ausmacht. Auch Jacobs schreibt über den großen Beitrag, den Unterschiede unter den Nachbarn für Stadtquartiere liefern können, und konstatiert, „dass das Bauen von Großstädten, deren Bewohner sich entweder für enge Gemeinschaft oder für Abgeschiedenheit entscheiden müssen, es sehr erschweren kann, die Rassendiskriminierung zu überwinden, ganz gleich, wie viel Bemühungen sonst noch im Spiel sind. ... Der Spielraum für große Unterschiede unter den Nachbarn ist nur möglich und normal, wenn die Straßen der Großstadt über eingebaute Möglichkeiten verfügen, die einander Fremden gestatten, in Frieden und höflichem aber unbedingt würdigem und reserviertem Kontakt miteinander zu leben“ (Jacobs 1961: 55). Die Vorstellung eines Stadtquartiers für Jung und Alt ist also nicht gleichzusetzen mit der Utopie eines immer harmonischen Zusammenlebens. Schwarze Schafe – wie die Jugendlichen – erfüllen hier wichtige soziale Funktionen. (So halten Schäfer in der Lüneburger Heide schwarze Schafe in ihrer Herde, um Panik und Fluchtreflexe bei den weißen Artgenossen beim Auftauchen von – eigentlich ungefährlichen – Wildschweinen zu verhindern) In den Modellvorhaben des Forschungsfeldes wurden vielfältige organisatorische und räumliche Anordnungen erprobt, die einen zivilisierten Umgang mit Differenz ermöglichen. Natürlich können so nicht alle Konflikte ausgeräumt werden. Vielmehr ging es zunächst um ein Klären von unterschiedlichen Interessen, die so auch zwischen den Gruppen verhandelbar wurden. Dies hat gerade zwischen den Generationen erstaunlich gut funktioniert, weil innerfamiliär immer schon Erfahrungen mit den Lebenswelten von Alt und Jung vorhanden sind, an die angeknüpft werden kann. Und weil – neben den nicht wertzuredehenden Dissensen – oft auch Ähn-

lichkeiten in den Anforderungen an die Wohnumwelt auftauchten.

---

### Möchtest du hier alt werden?

---

Im Hintergrund des Forschungsfeldes stand neben der Vorstellung eines „guten Stadtquartiers“ immer auch der demographische Wandel mit seinen Auswirkungen auf die Stadtentwicklung vor Ort. So war die Sicherung der Qualität städtischer Räume für die zahlenmäßig zunehmenden älteren Bewohner ein zentrales Moment aller Modellvorhaben. Und in nahezu allen Projekten tauchten ältere Persönlichkeiten auf, die auf bewundernswerte Art und Weise als charismatische Mittelpunkte ihrer Nachbarschaften wirkten, Gemeinschaftshäuser organisierten und Freiräume planten und pflegten. Hier bestätigte sich die sog. „Aktivitätstheorie“ des Alters, die sonst eher als etwas naive politische Kampagne wahrgenommen wird, weil jeder schon in seiner eigenen Familie genügend Gegenbeispiele zur Hand hat. Naiv, weil damit der Versuch unternommen wird, ein unwahrscheinliches, aber systemadäquates Alterskonstrukt herbeizudefinieren, „dessen Leitbild nicht der kluge und bedachte, sondern der fitte, mobile, flexible, produktive, also der verjüngte Ältere“ (Reindl 2011: 415) ist. Dieser stellt jedoch immer nur eine Seite einer vielgestaltigen Wirklichkeit dar – und auch die Ergebnisse der Modellvorhaben bieten wenige Ansätze für Patentrezepte. Eher machen sie auf die Pluralität der Lebenslagen Älterer aufmerksam, denen mit differenzierten Strategien und mit kleinen wohlüberlegten Schritten zu begegnen ist. Wie auch bei den Jugendlichen geht es bei solchen Strategien für die Älteren im Quartier vor allem um „Access“ (Rifkin), um die Gleichberechtigung beim Zugang zu Möglichkeiten, Räumen und zu Wertschätzung.

---

### Hast du schon eine Blume in der Stadt gepflanzt?

---

Bei all diesen Ansätzen stehen die Bürger in besonderer Weise im Mittelpunkt, und zwar als aktive Träger der Stadtentwicklung. Ein Erfolg von Projekten – und damit ein Gewinn an Lebensqualität im Stadtquartier – hängt maßgeblich davon ab, ob es gelingt, die Bürger und sonstigen zivilgesellschaft-

lichen Akteure in diese Prozesse einzubeziehen. Das ist weit mehr als nur ein Abholen und Mitnehmen, weil auch der schlaueste Planer nicht weiß, wohin die Reise gehen wird. Ziel ist eine Selbstermächtigung der Bürger zu eigenständigem Handeln. In nahezu allen Modellvorhaben gibt es heute Bausteine sozialen Lebens, die von Bürgern selbstorganisiert übernommen werden. Auch hier ist die Quartiersebene als Ansatzpunkt besonders vielversprechend, denn auf ihr treffen eine hohe Identifikation und ein unmittelbarer Bezug zum alltäglichen Lebensumfeld der Bewohner sowie eine konkrete Nachvollziehbarkeit und Transparenz der Aktivitäten zusammen. In einem solchen Stadtquartier können innovative Ideen „von unten“ besonders gut gedeihen und umgesetzt werden. Das Stadtquartier ist somit eine geeignete Plattform zur Förderung von Partizipation und für ein Engagement, das zugunsten des sozialen Miteinanders über unmittelbare persönliche Interessen hinausgeht. Engagement und Partizipation sind als Bestandteil und Ergebnis der Quartiersentwicklung von zentraler Bedeutung, ja manchmal sogar entscheidender als das tatsächliche bauliche Ergebnis. Insgesamt ergibt sich aus den Modellvorhaben des Forschungsfeldes der Eindruck eines neuen Planungsverständnisses – und einer neuen Rolle für die Planer. Wenn es heute keinen Experten mehr gibt, der weiß, wie ein Quartiersplatz aussehen soll, und wenn klar ist, dass man nicht mehr ausrechnen kann, wie viele Quadratmeter ein Vierjähriger benötigt, um glücklich zu spielen, dann reicht es eben nicht, einen fertigen Park herzustellen. Die städtebaulichen und planerischen Eingriffe sollten dann eher auf „selbstbildende Formen“ zielen, wie es die beiden Planerinnen

des Modellvorhabens Fürstenfeldbruck formuliert haben. Sie bieten Räume an, die Aneignung und Eigeninitiative – nicht nur durch das Pflanzen von Blumen – ermöglichen und die sich flexibel weiterentwickeln lassen.

---

#### Was folgt daraus?

---

Ziel des Forschungsfeldes „Innovationen für familien- und altengerechte Stadtquartiere“ und auch dieses Heftes war es nicht, das gute Quartier für Jung und Alt abschließend zu definieren. Vielmehr sollten die komplexen und teils widersprüchlichen Hintergründe aufgedeckt werden, die bei der Entwicklung von Quartieren eine Rolle spielen. Durch die Vielzahl an praktischen Experimenten in den Modellvorhaben konnte geklärt werden, dass Quartiere immer Hybride sind – halb sozial und halb räumlich. Hierdurch entsteht ein Spannungsreichtum, der im positiven Fall einiger Modellvorhaben selbstverstärkend wirken kann, wenn soziales Engagement und räumliche Chancen zusammenwirken. Keine einfache Aufgabe. Und schon gar nicht mit einem großen (Ent-)Wurf zu lösen. Es bedarf einer dauerhaften sozialen Grundlage: „Als ich über die Sicherheit ... sprach, erwähnte ich, dass hinter den Augen auf der Straße Hirne vorhanden sein müssten; das heißt, eine fast unbewusste Sicherheit, den Beistand der Straße zu erhalten, wenn es drauf ankäme; wenn zum Beispiel ein Bürger entscheiden müsste, ob er eine Verantwortlichkeit auf sich nehmen oder sich ihr entziehen soll; wenn es darum geht, Fremde zu schützen oder Gewalttaten zu verhindern. Für diese Erwartung einer Unterstützung ... gibt es ein einziges treffendes Wort: Vertrauen“ (Jacobs 1961: 47).

**Literatur**

- Baur, Ruedi u.a. (2010): meine, deine schönste stadt der welt. Merkmale urbaner Lebensqualität. Baden (Schweiz).
- Führ, Eduard (2011). In: Böcker, Mone u.a.: Sondergutachten „Barrierefreie Stadtquartiere“. Unveröff. Endbericht im ExWoSt-Forschungsfeld „Innovationen für familien- und altengerechte Stadtquartiere“. Hamburg.
- Hauser, Susanne (2003): Stadt ohne Bild. Über die Wahrnehmung der Agglomeration. In: Hubeli, Ernst (Hrsg.): 100 % Stadt. Der Abschied vom Nicht-Städtischen. Graz.
- Hummel, Konrad: Neue Wege der Beteiligung der Bürger. In: PNDonline III/2011
- Jacobs, Jane (1961): Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Frankfurt/Main Wien. = Bauwelt Fundamente 4.
- Kaltenbrunner, Robert: Im Unwägbareren. In: Frankfurter Rundschau, 8.9.2008.
- Reindl, Josef (2011): Die Dekonstruktion des Alters. Eine Kritik der konstruktivistischen Altersforschung. In: Bieber, Daniel (Hrsg.): Sorgenkind demografischer Wandel? Warum die Demografie nicht an allem schuld ist. München, S. 415.
- Schnur, Olaf (2008): Neighborhood Trek. Vom Chicago Loop nach Bochum-Hamme – Quartiersforschungskonzepte im Überblick. Berlin. = Arbeitsbericht 145 des Geographischen Instituts der Humboldt-Universität zu Berlin.
- Schönwandt, Walter (2011): Probleme als Ausgangspunkt für die Auswahl und den Einsatz von Methoden. In: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hrsg.): Grundriss der Raumordnung und Raumentwicklung. Hannover
- Siebel, Walter (2009): Ist Nachbarschaft heute noch möglich? In: Kniess, Bernd; Dell, Christopher; Siebel, Walter: Nachbarschaft. Stuttgart.